Zur christlichen Kulturgeschichte [Fortsetzung]

Autor(en): **Langen, J.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Revue internationale de théologie = Internationale theologische Zeitschrift = International theological review**

Band (Jahr): **5 (1897)**

Heft 19

PDF erstellt am: **01.06.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-403385

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

KATHOLISCHER STUDENTENVEREIN * BERN *

ZUR CHRISTLICHEN KULTURGESCHICHTE.

(Fortsetzung *).

IV.

Wenn die Väter des 7. allgemeinen Konzils wähnten, der Welt Ende sei gekommen, so ging dieser Irrtum aus der Betrachtung der damaligen Lage des byzantinischen Reiches hervor. Stets von dem Islam bedroht und ausser Stande, Rom und Italien gegen das Andringen der germanischen „Barbaren“ zu Hülfe zu kommen, konnten die Byzantiner nicht anders, als an einen völligen Zusammenbruch der Welt zu denken. Freilich ging es auch mit der *damaligen* Welt zu Ende, aber nur um einer neuen Kulturepoche Platz zu machen. Der Leuchter der Kirche ward aus dem Orient nach dem Occident entrückt. Die alte griechisch-römische Kultur schwand aus dem Leben, nicht um zu erlöschen, sondern wie der Geist eines grossen Abgeschiedenen im Stillen nun auch die neu entstehende abendländische Bildung zu beseelen. In unsern Tagen ist im Gegensatz zu dem Judentum die Phrase „christlich-germanisch“ Mode geworden. Und selbst Theologen, wie *Uhlhorn*, vertreten, wohl unbewusst in konfessioneller Tendenz, die Anschauung, die alte Welt sei zu heidnisch gewesen, als dass das Christentum in derselben hätte festen Fuss fassen können; erst auf germanischem Boden habe dasselbe sein tiefstes Wesen und seine volle Kraft entfaltet. Diese Auffassung stellt die gesamte Kultur- und Religionsgeschichte geradezu auf den Kopf. Das wirkliche, historische Christentum — nicht etwa eine nur so getaufte,

*) Siehe vorige Nummer, S. 238—275.

willkürlich erfundene Phantasie — ist und bleibt seiner menschlichen Seite nach eine orientalische Religion, die Läuterung und Vollendung des Judentums. Der Sohn Gottes kam nicht als Germane, sondern als Jude auf die Welt. Der Heidenapostel, obwohl von den Juden auf das bitterste verfolgt, erklärt in den glühendsten Ausdrücken seine Sehnsucht, die Juden zu bekehren, denen in erster Linie das Evangelium gehöre, und in der Bekehrung der jüdischen Nation, die er auf das sicherste erwartet, erblickt er die höchste Blüte der Kirche. Der Orient ist es gewesen, der mit Hülfe griechischer Philosophie die Grundlagen der christlichen Theologie legte. Und wie hat denn in dem Mittelalter der germanische Geist sich des Christentums bemächtigt? Unter der Ägide des Papsttums, welches mit allen seinen Einrichtungen nichts weniger als germanisch war. Die Scholastik wurde von Italienern, Spaniern und Franzosen ausgebildet, nur wenige germanischen Stammes ausgenommen, und auch diese arbeiteten genau wie jene mit dem Afrikaner Augustinus, mit Plato und Aristoteles. Will man aber an die Mystik erinnern, die, *von Spanien abgesehen*, allerdings in Deutschland den fruchtbarsten Boden fand und Luther die Wege bahnte, so wurzelte sie doch wesentlich in dem einzigen Neuplatoniker der christlichen Litteratur, dem vorgeblichen Dionysius vom Areopag. Das Christentum erhob sofort den Anspruch, Weltreligion zu sein. Seinen wesentlichen Lehren und Einrichtungen müssen sich darum Orientale wie Abendländer, Semiten wie Indogermanen anpassen können. Dass bei der Verarbeitung des christlichen Lehrstoffes, wie bei der Entwicklung des kirchlichen Lebens untergeordnete Verschiedenheiten hervortraten, versteht sich von selbst. Wäre man schon im Altertum weitherzig genug gewesen, diesen grossen, wahrhaft katholischen Gedanken zu fassen, so hätte viel Unheil in der christlichen Welt vermieden werden können. Man hätte dem Deutschen nie abverlangt, romanisch zu denken und zu fühlen, auch nicht versucht, dem Orientalen das Joch abendländischer Spekulation aufzuerlegen. Aber ebensowenig darf man behaupten, dass das ganze und wahre Christentum etwas specifisch Deutsches sei. Die Missachtung nationaler Toleranz in Verbindung mit römischer Herrschsucht und byzantinischem Hochmut sind es gewesen, welche die Verschiedenheiten der beiden Kirchenhälften zu einer bis jetzt noch unausfüllbaren

Kluft erweiterten. Vom Orient, der Wiege des Christentums getrennt, betrat nun das Papsttum, auf seine weltliche Herrschaft gestützt, die Bahn weiterer Entwicklung, die bei dem Anspruch auf vollständige Weltherrschaft endete. Weit entfernt, sich zu germanisieren, räumte die abendländische, d. i. römische Kirche sich alle Hindernisse aus dem Wege, um die Eroberungspläne des antiken Römertums auf dem religiösen Gebiete zu verwirklichen. Die orientalische Kirche dagegen blieb unentwegt, aber auch entwicklungsunfähig, mechanisch bei den Lehren und Formen stehen, wie sie bis zur Trennung von Rom sich im Orient gestaltet hatten. Nur selten haben römische Einflüsse unter politischen Bedrängnissen sich im Orient geltend gemacht, bis der Fall Konstantinopels ganz neue äussere Verhältnisse erzeugte.

Als die Germanen der Kirche in grösserer Masse zugeführt wurden, konnte man sie noch nicht zu den Kulturvölkern rechnen. Die „Bekehrung“ erfolgte hier immer wie bei Barbaren zwangsweise durch die Fürsten, nicht wie im alten Rom, in Griechenland und Kleinasien allmählich auf dem Wege der Belehrung und des persönlichen Abscheues vor dem zusammenbrechenden Heidentum. Die ersten Generationen der zwangsweise Getauften blieben innerlich was sie waren, wie auch die Fürsten, speciell Chlodwig, noch weit weniger die christliche Religion wirklich in sich aufnahmen, als Konstantin. Allmählich wurde heidnische Rohheit von christlicher Kultur verdrängt, nicht ohne umfangreiche Spuren abergläubischer Gebräuche und sittenloser Gewohnheiten zurückzulassen. Die Schilderungen, welche der „Apostel der Deutschen“, der hl. Bonifatius, im 8. Jahrhundert von den Zuständen in unserm Vaterland entwirft, mögen bisweilen übertrieben sein, weil sie sich gegen seine Feinde in der Mission gerichtet haben; aber sicher beherrschten Rohheit und Aberglaube das Feld. Die meisten Bischofsstühle, meldet Bonifatius, seien in den Händen geldgieriger Laien, unzüchtiger Kleriker oder öffentlicher Sünder. Bischöfe lebten wie in einem Harem; andere seien Trunkenbolde oder zögen bewaffnet in die Schlacht. Reste von ursprünglich heidnischen Gebräuchen, auf Christliches übertragen, leben noch heute im Volke. In England sah es ähnlich aus. Überall, schreibt Bonifatius (ep. 63), finde man Buhlerinnen aus England, viele britische Nonnen, welche nach Rom pilgerten, verlören auf der Reise ihre Unschuld.

In Rom fesselte man die westliche Kirche an sich, weil man ihrer bedurfte, sich gegen die arianischen Langobarden in Oberitalien zu schützen. Aber kaum war es durch die Kriegszüge Pipins gelungen, den neuen fränkisch-päpstlichen Staat von Rom zu gründen, so bemächtigte sich weltlicher Ehrgeiz des apostolischen Stuhles, der nun ganze Perioden hindurch als ein weltlicher Fürstenthron, nur in geistlicher Gewandung, betrachtet wurde. Schon die Thatsache, dass 757 zum ersten Male in der Papstgeschichte ein Bruder dem andern folgte, zeigt, dass man sofort den Versuch machte, den Thron an eine Familie zu bringen, eine päpstliche Dynastie zu gründen. Zehn Jahre später bemächtigte sich eine Adelsfamilie aus Nepi des Thrones, welche aber durch vieles Blutvergiessen und Blendung des Papstes Konstantin nach 13 Monaten wieder zurückgeschlagen wurde. Längere Zeit besassen den Thron die Grafen von Tusculum, von denen 1024 wieder ein Bruder dem andern folgte, wie auch die wüsteste Periode des Papsttums, die Zeit der Weiberherrschaft im 10. Jahrhundert, nur durch das weltliche Fürstentum auf dem päpstlichen Stuhl möglich wurde. Wenn nach den wiederholten mittelalterlichen Kämpfen der italienischen Adelsfamilien um diese gefährliche Würde in neuerer Zeit nur Italiener dieselbe bekleidet haben, welche der katholischen Kirche ein specifisch italienisches Gepräge verlichen, so ist dies grösstenteils dem Umstande zuzuschreiben, dass es sich zunächst um die Wahl des römischen Fürsten handelte. Die Zahl der Päpste ist schwankend, weil über die Rechtmässigkeit mancher aus ihnen verschiedene Ansichten herrschen. Zählen wir ihrer 249, so gab es unter diesen 93 Römer, 104 andere Italiener, 12 Griechen, 7 Syrer, 2 Afrikaner, 2 Dalmatier, 4 Spanier, 12 Deutsche, 12 Franzosen, 1 Engländer. Was aber noch charakteristischer ist: die Fremden gehörten fast ausnahmslos der ältern Zeit an; von 685—715 sassen nur Fremde auf dem päpstlichen Stuhle. Aber seit der Gründung der weltlichen Herrschaft von 752—882 nur Römer. Seit der Rückverlegung des Stuhles von Avignon nach Rom (1378) nur Italiener, Kalixt III. mit dem von ihm adoptierten Alexander VI., sowie der Niederländer Hadrian VI., der die Tiara Karl VI. verdankte, ausgenommen. Seit 1523 sind nur Italiener unfehlbar gewesen — wie man sieht, hauptsächlich wegen des Kirchenstaates. Weltliche Herrschaft, gesteigert bis zur Idee

der Weltherrschaft, schien jetzt der Zweck des Papsttums geworden zu sein. Aber man darf dennoch nicht in gewöhnlichem Sinne von der „Politik der Päpste“ reden, als ob sie bloss Staatsmänner gewesen wären, die unter dem Deckmantel der Religion lediglich weltliche Zwecke verfolgt hätten. Es hat solche Päpste gegeben, wie der erwähnte Konstantin, Johannes XII., mehrere aus dem Tuskulanischen Hause, Bonifaz VIII., Johannes XXIII., Alexander VI., Julius II. u. a. Aber man thut Männern wie Nikolaus I., Gregor VII., Innocenz III., Pius V. Unrecht, wenn man sie wegen ihres gewaltthätigen, herrschsüchtigen Wesens mit jenen zusammenstellt und sie für Tyrannen erklärt ohne religiöses Interesse. Ihre Idee von der päpstlichen Theokratie hatte doch auch einen religiösen Inhalt, und hielten sie, durch eine Jahrhunderte alte Entwicklung getäuscht, dieselbe für das göttlich geordnete Mittel, das religiöse Leben der Menschheit zu erhalten und zu fördern. Manches, was nach modernen Begriffen ungeheuerlich erscheint, wurde auf damaliger Kulturstufe als natürlich und selbstverständlich betrachtet.

Roms Stellung aber brachte es mit sich, dass die gesamte Kultur des Abendlandes in der Regel von ihm abhängig wurde, bald gefördert, bald geschädigt, je nach den Zeitläufen und handelnden Personen. Zu kultivieren gab es noch sehr vieles. Zunächst in Italien, dem uralten Kulturlande selbst, wo zum Teil durch die Völkerwanderung Wohlstand, Bildung und Sitte fast vernichtet war. Wenn man das Schreiben des Papstes *Zacharias* an Bonifatius von 751 liest, in welchem die Tiere aufgezählt werden, die der Christ essen und die er nicht essen dürfe, oder die Anweisungen *Nicolaus I.* an die Bulgaren, welche dieser für das wahre und volle Christentum erklärt, so wird man mit tiefer Trauer erfüllt über solche Verkommenheit der christlichen Religion in 8 bis 9 Jahrhunderten selbst auf dem römischen Stuhle. Man sieht es schon für etwas grosses an, wenn Nikolaus das Tragen von Amuletten und die Anwendung der Folter verbietet. Die „Gottesurteile“, nicht ein ausschliesslich germanischer Brauch, sondern schon in alter Zeit in einzelnen Fällen im Orient vorkommend, wurden später wohl von mehreren Päpsten verworfen. Aber *Eugen II.* († 827) setzte ein förmliches Rituale auf für diesen Aberglauben mit kaltem Wasser, dessen Anwendung, zu seiner Ehre sei es er-

wähnt, Ludwig der Fromme durch das Wormser Kapitulare von 829 untersagte. Bald nachher, 847, trat der fromme *Leo IV.* selbst als Wunderthäter auf. Durch Gebet und Segen tötete er einen Drachen und löschte er einen Brand. Wunder und Reliquiendienst, und infolge dessen auch sofort in Rom Reliquienhandel, waren die Pole, um die sich mehr und mehr das religiöse Leben zu bewegen begann.

Was liess sich bei solchen Zuständen in dem vormals klassischen Rom von den „Barbaren" erwarten? Der authentische Zeuge für die Rohheit, Wundersucht und Sittenlosigkeit im Westen ist im 6. Jahrhundert *Gregor* von Tours. Aber die Synodalschlüsse aus jener Zeit geben schon ein hinreichendes Bild. Das Konzil von Vannes (465) verordnet, dass Mönche, welche ohne Erlaubnis reisen, und Geistliche, welche sich betrinken, geprügelt werden sollen. Das von Orleans (533) bedroht den mit dem Banne, der von krepierten oder durch andere Tiere getöteten Tieren isst. Die Synode von Nantes (658) verbietet den Geistlichen das Zusammenwohnen selbst mit Mutter, Tante oder Schwester, weil schon schreckliche Inceste vorgekommen seien. Unter solchen Symptomen innerer Verkommenheit in jenen Jahrhunderten strahlt uns das Licht Karls des Grossen erfreulich entgegen, wenn für die mit Gewalt in die Kirche hineingezwungenen Sachsen die Synode von Paderborn (785) den Kanon (can. 6) erlässt: Wer vom Teufel verblendet nach Art der Heiden glaubt, es sei jemand eine Hexe und fresse Menschen, und deshalb diese Person verbrennt oder ihr Fleisch isst oder durch andere essen lässt, soll mit dem Tode bestraft werden. Desgleichen, wenn die berühmte Nationalsynode von Frankfurt (794) verbietet (can. 42), neue Heilige zu verehren und ihnen Kapellen zu weihen, ein Verbot, welches Karls Kapitulare von 805 etwas beschränkt, indem es die Verehrung neuer Heiliger an die Erlaubnis des Bischofs bindet. Nicht von Rom aus leuchtete das Licht der Kultur damals ins Frankenland, sondern Karl war es, der es eigenmächtig und sogar wiederholt im Widerspruch zu den Päpsten seiner Nation anzündete. Bei den fränkischen Gelehrten, deren Thätigkeit Karl veranlasste und förderte, mussten die Päpste litterarischen Schutz suchen, da sie weder selbst noch ihre Kleriker in Rom ihre Lehren und Ansprüche zu verteidigen fähig waren. Aber jene wagten auch mit ihrem König gegen Papst und allgemeines

Konzil (von 787) aufzutreten, wenn sie den rechten Glauben bedroht wähnten. Rom war für sie eine gefürchtete Stadt. Als Karl Alkuin vergebens eingeladen, ihn dorthin zu begleiten, und ihm scherzend vorwarf, er ziehe die von Rauch geschwärzte Zimmerdecke zu Tours den goldenen Bogen Roms vor, antwortete Alkuin, der Rauch schade den Augen nicht so sehr wie das Eisen (*Jaffé* Bibl. VI, 484). Er spielte hiermit an auf die damals in Rom beliebte Methode, jemand durch Augenausstechen unschädlich zu machen. Nicht römischer Einfluss ist es gewesen, wenn die Synode von Riesbach und Freisingen (799) will, dass Zauberer, Hexen u. s. w. womöglich zum Geständnis gebracht, aber nicht getötet werden sollen.

Karls Licht leuchtete noch unter Ludwig dem Frommen, der in der Frage der Bilderverehrung bei seinem Standpunkte verharrte, und ausserdem die Synode von Paris (829) Beschlüsse gegen die Pönitentialbücher fassen liess, durch welche eine zu laxe Busse eingeführt werde. Aber gleichwohl sah es auch im Frankenlande damals übel genug aus. Die Synode von Aachen (836) sieht sich veranlasst, jede weibliche Bedienung in den Häusern der Geistlichen zu verbieten, und verlangt (can. 12) eine Reform der Frauenklöster, von denen manche fast zu Bordellen geworden seien. Seit Ludwig dem Frommen, klagt die Synode von Meaux (845), sei die Kirche krank von der Fusssohle bis zum Scheitel. Und 888 wiederholen die Synoden von Metz und Mainz, dass Geistliche nicht einmal Mutter und Schwester im Hause haben dürften wegen des Vorkommens von Incesten. Römische Pilgerfahrten, der damit verbundene Reliquienhandel, Klosterstiftungen und Seelenmessen charakterisieren die damalige Frömmigkeit. Reliquien der sonderbarsten Art wurden schon verehrt. *Innocenz III.* (de myst. alt. IV, 30), der die Vorhaut Christi als Reliquie der Lateranbasilika erwähnt, fügt etwas zweifelnd bei, nach einer andern Überlieferung sei sie freilich von einem Engel in Jerusalem Karl dem Grossen herabgebracht worden, der sie in Aachen niedergelegt, bis Karl der Kahle sie nach Carroux gebracht habe. Noch zweifelhafter hatte sich ein spanischer Mönch, *Brausio*, aus der Mitte des 7. Jahrhunderts (ep. 42), ausgedrückt, Blut Christi werde in den Kirchen als Reliquie verehrt, und es sei ja möglich, dass solches von der Geisselungssäule, den Grabtüchern, der Lanze, von dem blutigen

Schweiss hätte können gesammelt werden; aber das erscheine doch alles zweifelhaft. Wenn auch *Haymo* von Halberstadt († 853), für jene Zeit auffallend nüchtern, meint, jetzt geschähen keine Wunder mehr, weil sie nach der Ausbreitung des Evangeliums nicht mehr nötig seien — während die Kirchengeschichte des ein Jahrhundert ältern *Beda* von Wundererzählungen wimmelt — so schränkte Haymos Zeitgenosse *Paschasius Radbertus* (in Matth. lib. XI, p. 812) das Vorkommen von Wundern auf die Reliquien ein. Die Mönche waren es, welche im finanziellen Interesse ihrer Klöster die Reliquienverehrung und die Wallfahrten zu ihren Kirchen in Schwung brachten. Fälschungen „zu frommen Zwecken“ ergaben sich als eine naheliegende Folge. Allmählich gewöhnte man sich in einem solchen Masse an dieses verwerfliche Mittel, dass man im Erdichten von verlorenen Urkunden etwas ganz natürliches sah und selbst Erfindungen von etwas, was doch hätte sein *können*, nicht für unmoralisch hielt. So erklären sich die grossen Fälschungen, die sich das ganze Mittelalter hindurch ziehen, die Konstantinische Schenkungsurkunde, der Pseudoisidor, Pseudocyrill und wie sie alle heissen. Dass nach Weckung des Gewissens und völliger Änderung der moralischen Denkweise noch im 16. Jahrhundert besonders Jesuiten sich auf derartige Fälschungen, wie die der vorgeblichen nicänischen Kanones, der Chronik des Dexter u. a. verlegten, ist unter eine ganz andere Rubrik zu bringen, als die mittelalterlicher Unwissenheit und Naivität. Aber wie sehr man auch die Verirrungen des mittelalterlichen Klosterwesens beklagen muss, so darf man dabei doch nicht übersehen, dass inmitten der Verwilderung, mit welcher die Völkerwanderung ganz Europa überzog, die Klöster die Oasen der wenn auch noch so mangelhaften und einseitigen Bildung waren. Ihre Verdienste um die Erhaltung der Kultur sind zu oft schon geschildert worden, als dass wir hier allbekanntes zu wiederholen brauchten. Aus den Klöstern rekrutierte sich vielfach der Episkopat, und so gab es denn auch unter dem Seelsorgsklerus Männer von Bildung und selbst verhältnismässig aufgeklärter Sinnesart, wie Klaudius von Turin und Agobard von Lyon. Allmählich hielt man es für selbstverständlich, dass die Begriffe „Kleriker“ und „Gelehrter“ sich deckten. In seinem Kommentar zu Tit. II, 15 ermahnt *Alkuin* die Bischöfe, Priester und Diakonen, weil sie den Laien

vorständen, sehr dafür zu sorgen, dass sie ihnen auch an Bildung und Redekunst überlegen seien.

In Rom legte man hierauf viel weniger Gewicht. Theologische Hülfe gegen den Orient suchte man, wie bereits erwähnt, im Frankenlande. Gelehrte, wie der Bibliothekar *Anastasius,* waren in Rom ganz vereinzelte Erscheinungen. Aber auch moralisch stand der dortige Klerus im 9. Jahrhundert auf niedrigster Stufe. Diplomatisch brauchbare Männer, wie Arsacius, Formosus u. a. waren übel berüchtigt wegen ihres Geizes und der Leichtigkeit ihrer Bestechung. Aber ungeachtet nachgewiesener Untreue wurden solche durchtriebene Italiener immer wieder zu wichtigen Gesandtschaften verwendet — doch jedenfalls aus dem Grunde, weil man keine besseren zur Verfügung hatte. Ausserdem drängte die weltliche Herrschaft alle übrigen Interessen in den Hintergrund. Die theologische Überlieferung geriet in Vergessenheit. Johannes VIII. (872 bis 882) trennte die gültig geschlossene Ehe einer Witwe mit einem Fremden nur aus dem Grunde, weil dadurch Güter seines Gebietes an diesen übergehen würden. Dann wieder erklärte er Weihen für gültig, welche ein selbst nicht ordinierter Abt vollzogen hatte, und machte, gleich seinem Vorgänger Hadrian II., die päpstliche Anerkennung zum entscheidenden Moment in der Frage nach der Gültigkeit der Ordinationen. *Petrus Damiani,* der Freund und Berater der Reformpäpste im 11. Jahrhundert, namentlich Gregors VII., berichtet (op. VI. prol.), drei römische Synoden hätten nicht darüber zur Klarheit kommen können, ob die von Simonisten erteilten Weihen gültig seien; schliesslich habe der Papst (Leo IX.) die Bischöfe aufgefordert, zu Gott zu beten, dass er offenbaren möge, wie über diese dunkle Frage zu entscheiden sei. So wenig kundig war man in jenen Jahrhunderten zu Rom selbst in den Grundfragen des ganzen Kirchenwesens.

Freilich ging seit Ende des 9. Jahrhunderts, nachdem die Kultur noch eine kurze Nachblüte unter Karl dem Kahlen erlebt, ein Sturm von den zerfallenden fränkischen Reichen aus, der bald auch in Italien, welches nur auf fränkische Hülfe angewiesen war, alles in Trümmer warf. Ein Gelehrter, wie Regino v. Prüm († 915), war eine vereinzelte Erscheinung. Die Reste antiker Studien in Italien dienten nur dazu, alles kirchliche verächtlich zu machen und eine wüste Sittenlosigkeit zu

erzeugen. Die Verwilderung auf dem apostolischen Stuhl während des berüchtigten Weiberregimentes im 10. Jahrhundert bezeichnet den Höhepunkt der Entartung. Das Kaisertum war in den Händen kleiner italienischer Dynasten zum Spott geworden, wie das Papsttum auf der Synode, welche über die Leiche des Formosus richtete. Und wie die Hirten, so die Herde. Die Bischöfe zogen in Helm und Harnisch ins Feld. Die Priester, meist Söhne von Leibeigenen, gemein und ungebildet, führten ein ausschweifendes Leben. Einem Bischofe in Italien macht *Marinus II.*, einer der wenigen würdigen Päpste in jener Periode, 942 scharfe Vorwürfe, dass er, statt sich mit kirchlichen Studien zu beschäftigen, sich mit verworfenen Laien aufhalte und sich namentlich am Hofe umhertreibe. Eine Klosterkirche habe er sogar einem Diakon überlassen zur Veranstaltung von Tänzereien und Spielen. Simonie und Nikolaitismus, wie man damals sagte, also Käuflichkeit der geistlichen Stellen und Gewährungen, sowie Verletzungen des Priestercölibates waren die beiden Laster, gegen welche immerfort das ganze Mittelalter hindurch, aber auch immerfort vergeblich gekämpft wurde. Ersteres beherrschte vor allem Rom und durchdrang von dort aus die ganze Kirche. Nicht ohne Aufwendung grosser Geldmittel war es besonders in der Zeit der Parteikämpfe möglich, den päpstlichen Stuhl zu besteigen, und was die Würde gekostet, musste natürlich durch Bezahlung für Stellenverleihungen und ähnliches wieder herausgeschlagen werden. Im 10. Jahrhundert klagt *Vulgarius* (De causa Formos. c. 5 ff.), der die päpstliche Würde buchstäblich vergöttert, dass jeder in Rom gezwungen werde, „den hl. Geist zu kaufen“, und Simonie gar nicht mehr als Laster gelte. Und ebenso nennt *Ratherius* von Verona (lib. apolog.) mit Sallust Rom eine „käufliche Stadt“, in der wie im Altertum alles nur für Geld zu haben sei. Das Siegel drückte auf derartige Beschuldigungen *Johannes XIX.* (seit 1024) aus der Tuskulanischen Familie, da er ohne jede Kenntnis und Achtung der theologischen Überlieferung sich bereit erklärte, dem Patriarchen von Konstantinopel den von den Päpsten, wie Gregor dem Grossen, dogmatisch bestrittenen Titel „ökumenischer Patriarch“ für Geld zu verhandeln. Da nahm doch sein Bruder und Vorgänger *Benedikt VIII.*, der als Staatsmann und Feldherr Italien vor den Sarazenen schützte, noch einen etwas höhern Stand-

punkt ein, wenngleich es auch ihm zunächst um die Kirchengüter zu thun war. Am 1. August 1018 hielt er auf der Synode von Pavia eine Allokution, welche eine weitläufige Schilderung der damaligen Kirchenzustände in ganz authentischer Weise ersetzt. „Am meisten", begann er, „wüten gegen die Kirche und beflecken sie mit schlechten Sitten und Werken, die Priester Gottes heissen, von ihren Gütern sich mästen und gemästet gegen sie ausschlagen. Christliche Könige und Kaiser nämlich und das für den Glauben gewonnene katholische Volk haben die Kirche mit dem reichsten Besitz ausgestattet bis zum Meere hin. Aber das wohl Erworbene ist schlecht erhalten worden. Alle nämlich, die vorübergehen, berauben sie, und namentlich die, welche Bischöfe zu sein scheinen, treten sie nieder, und machen sie arm mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln. Ihre Besitzungen nehmen sie weg oder verringern sie, oder entfremden sie ihr durch gefälschte Schriftstücke, setzen ihre Sklaven widerrechtlich in Freiheit, und scharren in unverschämter Weise alles für ihre Söhne zusammen. Auch die Geistlichen selbst, welche Eigentum der Kirche sind, wenn man Geistliche solche nennen darf, welche leben wie Heiden, zeugen, während sie nach den Gesetzen von allen Frauen sich zu enthalten haben, mit freien Frauen Söhne, nur trügerischer Weise sich vor den Sklavinnen der Kirche hütend, damit ihre Söhne der freien Mutter als Freie folgen. So erwerben sie grosse Besitzungen und Güter, so viel sie können, vom Eigentum der Kirche, die ruchlosen Väter ihren ruchlosen Söhnen. Und damit dieselben nicht als Freie durch Raub erscheinen, lassen sie sie als Offiziere in die Armee eintreten. Sie sind es, die gegen die Kirche revoltieren. Es giebt keine schlimmern Kirchenfeinde als sie. So wird die Kirche vernichtet, so wird sie zur Bettlerin. So findet sich selten mehr einer, oder niemand mehr in der ‚Familie' der Kirche, der etwas besitzt, weil trügerischer Weise alle Söhne der Kirchensklaven nach dem geistlichen Stande trachten, nicht um Gott zu dienen, sondern damit ihre Söhne, die sie dann mit Freien unehelich erzeugen, aus dem Sklavenbestande der Kirche mit den geraubten Kirchengütern als Freie hervorgehen. So arm sind darum manche Kirchen schon an Sklaven geworden, dass die Diener der Kirchen Sklaven für Geld mieten und jährlich dafür zur Bezahlung verpflichtet sind." So sah es freilich auch in Rom

trotz des Grosshandels mit Kirchenstellen aus, dass, als zum zweitenmale der deutsche Kaiser den untergehenden päpstlichen Stuhl aus seinem Sumpfe emporhob und mit seinen Bischöfen besetzte, diese, wie Klemens II., Victor II., Leo IX., noch als Päpste ihre bischöflichen Stühle samt deren Einkünften festhielten, um leben zu können, weil in Rom das so massenhaft angesammelte Kirchengut verprasst und verschleudert war. Männer wie Leo IX. und Alexander II. mussten sich damit begnügen, von den Italienern als Wunderthäter gefeiert zu werden.

Weit bedenklicher als die Verschleuderung der Kirchengüter war in Rom die der kirchlichen Überlieferung, von der wir bereits schlimme Beispiele erwähnten. Derselbe *Johannes XIX.*, der bereit stand, den Titel Universalbischof dem Patriarchen von Konstantinopel zu verkaufen, ernannte auf der Lateransynode vom 6. April 1025 den Patriarchen von Aquileja, den angeblichen Nachfolger des hl. Markus, des Begleiters Petri zum Haupte aller Kirchen Italiens; *auch in allen Glaubenssachen solle er eine besondere Autorität zu geniessen haben und den apostolischen Stuhl vertreten, wie einst Petrus es dem Markus verliehen zu haben scheine.* Das war also die Würde eines Vicepapstes, die Gabe stellvertretender Unfehlbarkeit, von der bis dahin in der Kirche niemand etwas wusste. So vollständig war die ächte Tradition in Rom verloren gegangen und beherrschte die grundloseste und widersinnigste Sage das Feld! Das gleiche gilt von der andern kathedratischen Entscheidung desselben Papstes über den bloss in der Legende existierenden Apostel Martialis. Als über diesen in Frankreich ein heftiger Streit entbrannt war, wusste Johann XIX. dessen ganze Lebensgeschichte in einer eigenen Bulle mitzuteilen: er war vom Apostel Petrus getauft, bei der Auferweckung des Lazarus und dem hl. Abendmahl gegenwärtig, leistete bei der Fusswaschung Dienste, sah, wie der Apostel Thomas die Wundmale des Herrn berührte, vernahm die Worte: gehet hin in alle Welt, und: empfanget den hl. Geist, er wohnte der Himmelfahrt des Herrn und der Herabkunft des hl. Geistes bei; von Petrus, seinem Verwandten, wurde er als Apostel nach Gallien geschickt, wo er zahllose Wunder wirkte. Nach Aufzählung aller dieser Erlebnisse einer erfundenen Persönlichkeit wurde es dem Papste natürlich leicht, zu erklären, die Martialis nicht als Apostel

anerkennen wollten, seien wahnsinnig; wie Petrus den Markus, Matthias, Lukas, Barnabas, so habe er auch Martialis als Apostel eingesetzt. Dass es nach jener Lebensskizze gar keiner besondern Einsetzung durch Petrus bedurfte, hatte der Papst in demselben Augenblick nicht bedacht, als er feierlich von seiner Unfehlbarkeit Gebrauch machend, schloss: *Wir aber, auf dem festen Felsen aufgebaut, definieren, dass Martialis Apostel genannt werden könne!* Die Theologie war zur Farce geworden, und in der an „Wundern" so reichen Zeit geschah keines, den päpstlichen Stuhl vor Infektion mit der damaligen geistigen Barbarei zu schützen.

Welch ein grosser Umschwung in drei Jahrhunderten stattgefunden hatte, lässt sich aus einem scheinbar unbedeutenden Beispiel leicht erkennen. Wir haben in dem IV. Heft vorigen Jahres in dieser Zeitschrift gezeigt, wie die Deutung der beiden Schwerter auf die beiden Gewalten, die geistliche und die weltliche, seit dem 11. Jahrhundert stehend wurde. Der Kampf um die Weltmacht, die gregorianische Periode wurde damit eröffnet. *Alkuin* kannte solche Deutung noch gar nicht. Ep. 10 schreibt er: Die weltliche und die geistliche Gewalt sind getrennt, jene trägt das Schwert des Todes in der Hand, diese den Schlüssel des Lebens auf der Zunge. Von Karl dem Grossen rühmt er Ep. 100, er reinige mit einem Schwert die Kirche von ihren innern Feinden, den Ketzern, mit dem andern verteidige er sie gegen die Heiden. Ep. 163 deutet er die beiden Schwerter auf Leib und Seele, mit denen man für Gott kämpfen müsse. Er beantwortete hiermit die Anfrage Karls des Grossen, was die beiden Schwerter in jener Stelle zu bedeuten hätten. Der König *Edgar* von England dachte auch wohl an dieselbe, wenn er 966 seine Bischöfe, aber in voller Unbefangenheit, anredet: ich habe das Schwert Konstantins, ihr das des Petrus. *Walafrid Strabo,* dessen Glosse das ganze Mittelalter hindurch als der massgebende Kommentar zur hl. Schrift gebraucht wurde, versteht unter den beiden Schwertern das Alte und das Neue Testament. Nach ihm findet sich dieselbe Deutung noch bei Auslegern des 12. Jahrhunderts, wie *Bruno* von Segni, *Hugo* von St. Victor u. a. Aber seit dem Kampfe Gregors VII. mit Heinrich IV. machte in der polemischen Litteratur jede erbauliche Anwendung der Stelle der kriegerischen Platz. Dogmatik und Exegese interessierten

nicht mehr. Das Ringen um die Weltherrschaft schien die höchste Aufgabe der Kirche zu sein. Während die Kanones der alten Kirche den Soldatenstand als unchristlich gebrandmarkt hatten, erregten jetzt Bischöfe und Äbte, hoch zu Ross, nicht ein symbolisches, sondern das wirkliche Schwert in der Hand, kein Ärgernis mehr, da Gregor VII. sich mit dem Gedanken trug, an der Spitze einer grossen päpstlichen Armee sich die ganze Welt zu unterwerfen. Als seine Gegner ihn mit Recht der Häresie beschuldigten wegen seiner Gleichgültigkeit der Berengarschen Abendmahlslehre gegenüber und wegen seiner Verwerfung der von beweibten Geistlichen gespendeten Sakramente, machte dies nur Eindruck auf ihn, weil dadurch seine Rechtmässigkeit auf das bedenklichste bedroht wurde.

Übersieht man die Kämpfe, die Aufstände, die Wirren, die Ströme von Blut, welche Jahrhunderte lang die Frage kostete, ob der Papst oder der Kaiser der oberste Herr der Welt sei, so sollte man glauben, um Religion, Sitte und Kultur sei es nun völlig geschehen gewesen. Das war aber durchaus nicht der Fall. Von Clugny ging die Reform des Mönchtums aus, welches wahre Frömmigkeit in den Formen damaliger Zeit und mönchische Gelehrsamkeit durch ganz Europa verbreitete. Am Ende des sæculum obscurum, des wüsten und öden 10. Jahrhunderts leuchtete als einsamer Morgenstern zur Ankündigung neuer Tageshelle der Abt *Gerbert* (Papst Sylvester II.) auf, von den ihn nicht verstehenden Zeitgenossen als Zauberer verschrieen. Aber dann fing es, wie von warmem Frühlingsregen befruchtet, allenthalben an, aufzuspriessen in den Kloster- und Domschulen in England, Deutschland, Italien, vor allem aber in Frankreich. Das Zeitalter der Scholastik begann, das ernste, selbst Skepsis und Unglauben erzeugende Streben, die Vernunftgemässheit des Glaubens zu beweisen. Fulbert, Berengar, Lanfranc, Anselm, Wilhelm von Champeaux, aus dessen Schule die Pariser Universität sich entwickelte, Abälard, Bernard von Clairvaux, Hugo von St. Victor, Petrus Lombardus bildeten eine Wissenschaft aus, welche freilich, von der Naivität des Glaubens ausgehend, einseitig und allzu begrifflich, doch ein Kapital von Scharfsinn und sicherer Dialektik aufwies, dessen Gebrauch manchen modernen Phrasenmachern zu empfehlen wäre. Daneben war auch die Lektüre der Alten bei weitem nicht so ausgestorben, wie vielfach geglaubt wird. In

den zahlreichen Chroniken und sonstigen Werken des 11. und 12. Jahrhunderts tauchen häufige Reminiscenzen aus den römischen Klassikern auf. Gregors VII. Freund, Petrus Damiani, der strenge Asket, erinnert durch antike Bildung und Latinität, beissende Ironie und selbst Neigung zu Lascivität, stark an den alten Hieronymus. Vorzugsweise war es natürlich die Jurisprudenz, die jetzt an den Höfen der Kaiser und der Päpste gepflegt wurde. Denn die Macht- und Rechtsfragen standen während dieser Zeit im Vordergrunde des Interesses. Jetzt sagte man statt „römische Kirche", „römischer Hof (curia)". Alexander III., Scholastiker und Kanonist zugleich, bildete das kirchliche Gerichtsverfahren aus und begründete nach dem eben vorher verfassten „Dekrete" des Mönches Gratian von Bologna durch seine zahlreichen prinzipiellen Entscheidungen das päpstliche Recht. Wer aber nicht die Geduld besitzt, sich durch das Studium der scholastischen Werke, der Chroniken und der Rechtsbücher damaliger Zeit davon zu überzeugen, dass es eine allerdings von der unsrigen sehr abweichende Kultur gegeben habe, der betrachte nur die herrlichen Kirchen und Kunstwerke aller Art, die damals geschaffen wurden. Die Kreuzzüge, wie abenteuerlich sie waren, erweiterten in Kunst und Wissenschaft den Horizont des Abendlandes, führten neuen Kulturstoff, zum Teil auch bedenklichen, nach dem Westen und belebten Forschung wie Phantasie. Wenn man in den Decennien der Romantik und gegenwärtig unter der Herrschaft des Ultramontanismus das Mittelalter in wahrheitswidriger Weise verhimmelt, so ist dies ebensowenig ein Zeichen wahrer „Aufklärung", als wenn man sich dasselbe Ende des vorigen Jahrhunderts als undurchdringliche ägyptische Finsternis dachte, oder wie Friedrich der Grosse meinte, von Konstantin bis Luther sei die Menschheit eigentlich wahnsinnig gewesen.

Auch in sittlicher Hinsicht waren damals Licht und Schatten in scharfen Kontrasten verteilt. Neben überspannter Askese finden wir Gottinnigkeit und Aufopferung der lautersten Art, Grausamkeit und Wollust, die von tierischer Rohheit zeugen, einen Aberglauben, als ob das Christentum eine Religion bloss für Barbaren sei, und dann wieder, wie zum Beweise, dass die Denkkraft der Menschen nie erlischt, immer wieder Ansätze zu einer vernunftgemässen kirchlichen Reform. Uns klingt es romanhaft, wenn wir hören, dass in Burgos 1077 ein Duell

zwischen einem kastilischen und einem toletanischen Ritter stattfand, um durch vermeintliches Gottesgericht zu entscheiden, ob in Spanien die mozarabische Liturgie beibehalten oder mit der römischen vertauscht werden solle. Anderseits wird 1022 auf der Synode von Seligenstadt strenge verboten, dass Frauen behufs Wahrsagen Messen lesen liessen zu Ehren der Trinität oder des hl. Michael. Die Verbote weiblicher Bedienung in den geistlichen Häusern wurden auf Synoden stets wiederholt, wie 1190 zu Rouen, 1195 zu York. Ein höchst düsteres Bild aber von den sittlichen Zuständen des Volkes entwirft die Provinzialsynode von Dublin 1186. Sie erwähnt unter anderm, dass Geistliche bis zum Abend streng fasteten, dann aber des Nachts sich betränken. Für die Sittenzustände in Italien ist der klassische Zeuge Petrus Damiani mit dem liber gratissimus gegen Simonie und dem liber Gomorrhianus, der ersten Kasuistik über geschlechtliche Vergehungen. Wir entnehmen daraus, wie besonders unnatürliche Unzucht unter dem Klerus grassierte. Aber auch beiläufig lassen uns die damaligen Schriftsteller tiefe Einblicke in das innere Leben, besonders der Geistlichen, thun. Da war der Erzbischof *Albero* von Trier, einer der mächtigsten und gewaltthätigsten Kämpfer für die Päpste gegen das Imperium, dessen Biograph erzählt, er habe nach üppigem Mahle mit seinen Gästen in heiterster Weise über die hl. Schrift und die Kirchenväter disputiert, d. h. also, wenn er etwas angetrunken war, sich über Bibel und Kirchenväter lustig gemacht. Mit am lehrreichsten für jene Zeit ist nach zwei Seiten hin das Buch *Bernards* von Clairvaux de consideratione an seinen frühern Schüler Eugen III. Er erteilt ihm wahrhaft religiöse Ermahnungen und entwirft ein Bild vom Papsttum als dem obersten Hirtenamte im Sinne des Evangeliums. Man sieht, alle Reize und Mittel dieser Erde waren nicht fähig, in religiösen Gemütern und grossen Charakteren die Ideale des Christentums zu vertilgen. Anderseits aber entwirft Bernard im Gegensatz hierzu eine Schilderung damaliger Zustände in Rom, welche zeigt, dass Ideal und Wirklichkeit sich vollkommen widersprachen. Das römische Volk beschreibt er als trotzig und hochfahrend, unfriedfertig und an Revolution gewöhnt, als roh, ungebärdig und widerspenstig. Der Papst möge aber nicht etwa an seinem Volke verzweifeln und saumselig in der Hirtensorge sein. Gott könne auch aus Steinen

Kinder Abrahams erwecken. Namentlich wirft er den Römern unersättliche Geldgier vor. Wen nennst du mir, fragt er den Papst, aus der ganzen sehr grossen Stadt, der dich ohne Geld oder ohne Hoffnung auf Geld als Papst annahm? Verhasst, fährt er fort, seien die Römer im Himmel und auf Erden, gottlos, sakrilegisch, treulos gegen einander, unmenschlich gegen Fremde. Gehorchen wollten sie nicht, zu regieren verständen sie nicht, ihre Worte seien gross, aber ihre Thaten klein. Kirchengut werde an die Schmeichler des Papstes vergeudet. Aller kirchliche Eifer beziehe sich nur auf die Wahrung der Würde. Wenn der Papst etwas bescheidener auftreten wolle, erinnere man ihn an seine Hoheit. Von dem Willen Gottes und dem Seelenheil sei keine Rede. Demut gelte an der Kurie für Schande; Gottesfurcht werde für Dummheit gehalten; gewissenhafte Menschen erkläre man für Heuchler. Zwar sei der Papst der Hirt von Wölfen, nicht von Schafen; aber er solle versuchen, sie in Schafe zu verwandeln. Dann wendet sich Bernard zu den Gehülfen des Papstes: wenn ein päpstlicher Legat ohne Geld und Silber von seiner Sendung zurückkehre, so sei das wie aus einer andern Welt. Wie weit es freilich mit dem Legatenwesen gekommen war, schildert Bernard Ep. 290 an dem Kardinal Jordanus: Er zog aus einem Lande in das andere, überall schreckliche Spuren hinterlassend. Deutschland, Frankreich, die Normandie bis Rouen hat der apostolische Mann nicht mit dem Evangelium, sondern mit Sakrilegien erfüllt. Überall beging er Schändlichkeiten, beraubte die Kirchen, drängte schöne Knaben in kirchliche Würden ein. Viele kauften sich los, dass er von ihnen bliebe. Wohin er nicht selbst kam, übte er Erpressungen durch seine Boten. So Bernard, das kirchliche Orakel seiner Zeit. Eugen III. bediente sich des Jordanus und des Kardinals Oktavian auch zu Verhandlungen mit Konrad III. in Deutschland. Bei aller Verschiedenheit, so schildert sie der Zeitgenosse *Johannes* von Salisbury in einer neuestens ans Tageslicht gezogenen Schrift (Mon. Germ. XX, 541), seien sie doch beide geldgierig und räuberisch gewesen. Der Papst habe befohlen, Jordanus solle höchstens 15, Oktavian 20 Wagen bei sich führen, beide sollten sich aber in Deutschland mehr als in Sicilien vor Erpressungen hüten, weil *die Deutschen unbotmässiger und undankbarer seien. (!)* Aber sie hätten stets miteinander gestritten und die römische Kurie zum Ge-

spött gemacht. Schliesslich hätten sie sogar ihre Abberufungsschreiben verheimlicht. Und dies waren keine vereinzelten Erscheinungen. Das sogenannte allgemeine Laterankonzil von 1179 beschränkte den Luxus bei Kirchenvisitationen dahin, dass ein Erzbischof höchstens 40 bis 50, ein Kardinal 25, ein Bischof 20 bis 30, ein Archidiakon 5 bis 7, ein Dekan nur 2 Pferde mit sich führen dürfe; auch sollten die Visitatoren keine Jagdhunde oder Falken mitbringen und nicht nach luxuriösen Gastmählern trachten. Die Geistlichen im allgemeinen schildert *Johannes* in der furchtbarsten Weise: grösstenteils seien sie gottesschänderisch, Ehebrecher, Räuber, Diebe, Jungfrauenschänder, Brandstifter und Mörder. Man meinte, sie seien schlechter als die Laien, *weil von der weltlichen Jurisdiktion eximiert.* Dass aber das Elend hauptsächlich von Rom ausging, darüber waren die kirchlich gesinnten Männer einig. Da *Johannes* v. Salisbury als Gesandter des Königs von England bei Hadrian IV. weilte, und der Papst seinen Landsmann fragte, was die Leute über ihn und die römische Kirche sagten, erwiderte dieser: viele hielten sie nicht für eine Mutter, sondern für eine Stiefmutter; dort sässen Schriftgelehrte und Pharisäer, welche den Menschen unerträgliche Lasten aufbürdeten, selbst aber nicht wagten, sie mit einem Finger anzurühren. Arme fänden bei ihnen keinen Zutritt; sie schädigten die Kirchen und regten Prozesse an, nur um Schätze aufzuhäufen. Ohne Geld sei bei ihnen nichts zu erlangen. Auch der Papst sei fast unerträglich. Die Kirchen lasse er verfallen, baue Paläste und gehe in Purpur und Gold einher. Über seine eigene Meinung von Hadrian befragt, begann der diplomatische Engländer mit dem Bekenntnis des Kardinals Guido: das römische Volk fröhne dem Geize, der Wurzel aller Übel, und daher rühre die Falschheit in der römischen Kirche. Nachdem er dann etwas zum Lobe des römischen Klerus gesagt, hatte er doch den Mut, den Papst zu ermahnen, die Reform bei sich selbst zu beginnen und nicht immer Gaben von auswärts zu erwarten. Der Papst lachte und erinnerte an die bekannte Fabel vom Magen, den die übrigen Körperteile einmal aushungern wollten. So erzählt Johannes selbst Polycr. VI, 24. Eine ähnliche Schilderung römischer Zustände entwirft um 1162 der streng kirchliche Propst *Gerhoh* von Reichersperg. Auch er klagt über die Simonie der Päpste. Streitende Par-

teien suchten um die Wette durch Ergebenheit gegen den römischen Stuhl wie durch Geld denselben für sich zu gewinnen. Infolgedessen verarmten die Kirchen und entständen fortwährend Feindschaften zwischen Vorgesetzten und Untergebenen, nur um 8 bis 12 Kardinäle und Kurialbeamte zu bereichern. Diese gebrauchten aber das Geld zur Bereicherung ihrer Verwandten. Doch nicht einmal der ruhige Genuss dieses Geldes werde dem Papst und den Kurialisten zu teil, indem der unersättliche Geiz der römischen Bürger alles verschlinge. Wenn der Papst nach seiner Erhebung sich den Treueid von den Römern leisten lasse, müsse er ihnen etwa 1100 Talente spenden, und immer suchten sie nach neuen Gründen, ihn auszubeuten. Sie trachteten benachbarte Städte in Krieg zu verwickeln, stifteten in Rom selbst Unruhen, nur damit der Papst ihrer Hülfe bedürfe und immer zu bezahlen habe. Kein Wunder, wenn dann die Kurie, oft mit Schulden bedeckt, an andern Kirchen sich schadlos zu halten suche. Nur bei einem so heiligen Manne wie Eugen III. seien Ausnahmen vorgekommen. Weil die Römer sich völlig souverän dünkten, sei noch zu fürchten, dass infolge ihrer Habsucht eine gänzliche Zerstörung aller kirchlichen Ordnung eintrete, und würden sie nicht Christus und Simon Petrus, sondern dem Antichrist und Simon Magus folgen. Es sei nur zu erwarten, *dass auch im Abendlande der grosse Abfall von der römischen Kirche sich vollziehen werde*, wie er einst bei den Griechen eingetreten. Unter dem Schatten Petri würden die Kranken nicht mehr gesund, sondern fänden die Gesunden den Tod. Auf die Legaten übergehend, sagt Gerhoh, sie umgäben sich mit grossem Hofstaat bis zu 40 oder mehr Pferden, so dass Bischöfe und Fürsten ihren Forderungen nicht zu genügen vermöchten. Den geringsten Ausfall an den verlangten Leistungen bestraften sie mit Zurücksetzungen, und so habe alles unter ihrem Hochmut und ihrer Habgier zu leiden. Dieses Unwesen habe in jüngster Zeit noch zugenommen. Denn in seiner Jugend habe er den Kardinallegaten Gerard, den spätern Papst Lucius, sowie Martinus gesehen, die nur etwa 10 Pferde mit sich geführt. (De investigat. antichr. I, 52 ff.) Auch in einer andern, in der Wiener Vierteljahrsschrift 1871 zuerst herausgegebenen Abhandlung erklärt Gerhoh den Geiz der Römer, der den Papst zu Erpressungen nötige, für das Grundübel in der Kirche.

Es konnte nicht anders sein, als dass das menschliche Gewissen, welches nie stirbt, wie eine stille, ernste Stimme mitten in diesem Taumel kirchlicher Verweltlichung bisweilen sich vernehmen liess. Wie die Theologen lehrten, dass, wenn auch die ganze Kirche im Glauben irre, doch nach Gottes Fügung in Einem, und wäre es in einem schlichten Weibe, die Orthodoxie gerettet würde, so schien auch damals in der Glanzperiode des Papsttums fast bis auf einzelne, allerdings hoch bedeutsame Männer, der sittliche Geist des Evangeliums erloschen zu sein. Gerhoh erkühnte sich zu sagen, es werde nicht eher besser, als bis Christus wieder in das Schifflein Petri steige. Die Kirche schien ihm also dahin zu segeln, von Christus verlassen. Aber wie niemals von den Menschen die richtige Mitte gefunden oder dauernd festgehalten wird, so artete auch die ruhige Gewissensstimme Einzelner bald in den revolutionären Lärm der Menge aus. Der schwärmerische Ruf Arnolds von Brescia nach apostolischer Einfachheit und Armut des Klerus begegnete sich mit der Herrschsucht des römischen Volkes, welches das päpstliche Joch abzuschütteln, stets auf dem Sprunge stand. Und in derselben Zeit machte sich in Frankreich und Oberitalien eine ähnliche, nur viel drohendere, weil religiöse Volksbewegung geltend, die der Katharer und Waldenser, welche im tiefsten Grunde nur bezweckte, gegen das verweltlichte Papsttum und den reich gewordenen Klerus die Weltverachtung des Evangeliums, das ursprüngliche Christentum, die Religion des Geistes wieder emporzubringen. Hier hätten guter Wille und gewissenhafte historische Untersuchung bessere Wirkung gethan, als der furchtbare Albigenserkrieg und die später folgenden Blutgesetze der Inquisition. Aber die Kämpfe um Macht und Geld hatten die unsichtbare und doch das ganze Kirchenwesen tragende theologische Überlieferung gefälscht und verschüttet, und nur Wenige besassen mehr eine Ahnung davon, welches Erbe sie von den Vätern empfangen. In Paris glänzte die scholastische Wissenschaft, in Bologna die des kanonischen Rechtes. Aus diesen Schulen waren die gelehrtesten Päpste des 12. Jahrhunderts, Alexander III. und Innocenz III. hervorgegangen. Aber zu welchen Entscheidungen waren sie fähig? Jener reskribierte dem Bischof von Agatha, einer Frau, welche, um grössere Liebe von ihrem Manne zu erlangen, denselben, die hl. Eucharistie im Munde, geküsst hatte, und der diese

angeblich, in Fleisch verwandelt, im Munde angewachsen war, sei Busse aufzuerlegen. Und Innocenz III. empfahl einen Juden, der sich infolge eines Wunders bekehrt, dem Erzbischof von Sens und beauftragte diesen, das Wunder näher zu untersuchen, welches darin bestand, dass eine dem Juden in die Hand ausgespieene hl. Hostie, in ein Gefäss mit Münzen gelegt, auch diese in Hostien verwandelt hatte. Bei solchem Wunderglauben war man anderseits mit der ächten kirchlichen Glaubensüberlieferung nicht mehr vertraut. Derselbe grosse Papst, durch Pseudoisidor getäuscht, erklärt die Salbung bei der Ordination für eine göttliche, zur Gültigkeit unerlässliche Einrichtung und fügt die abergläubische Motivierung bei, weil die unsichtbare Kraft des hl. Geistes mit dem hl. Chrisma vermischt sei. Auch entscheidet er, dass die Firmung nur durch den Bischof erteilt werden könne. Den erst durch Gregor III. im Kampfe gegen feindliche Fürsten aufgekommenen Grundsatz, dass, wer Gott und der Kirche keine Treue halte, auch selbst keine Treue für sich zu fordern berechtigt sei, führt er auf die „Bestimmungen der Väter“ zurück, ohne zu bedenken, dass er damit gegen Schrift und Überlieferung verstiess — ein Vorläufer der Wiklefiten.

J. Langen in Bonn.

(Schluss folgt.)